

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 19 (1952)

Artikel: Jeremias Gotthelf und das Urbild von 'Doktor Dorbach der Wühler'
Autor: Huber-Renfer, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeremias Gotthelf und das Urbild von «Doktor Dorbach der Wühler»

Dr. F. Huber-Renfer

Der aus einer ursprünglich westfälischen Familie stammende *Carl Friedrich Borberg* *) wurde am 8. Juni 1800 als Kind eines Apothekers in der kleinen oberhessischen Stadt Nidda geboren. Hier besuchte er die schon seit vorreformatorischer Zeit bestehende Lateinschule, von wo aus er an das sogenannte «Pädagog», das Gymnasium in Gießen, übertrat. Dort hatte er das Glück, in seinem Vetter mütterlicherseits, Friedrich Gottlieb Welcker, dem berühmten Altphilologen, einen außerordentlich anregenden Lehrer zu finden, dem er in hohem Maße die gründliche klassische Bildung verdankte, die ihn später auszeichnete. Einer Familientradition folgend — vom Jahre 1600 weg sind die meisten seiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits Pfarrherren —, immatrikulierte sich Borberg im März 1817 an der Theologischen Fakultät der Ludoviciana in Gießen. Aus dieser Zeit ist nur bekannt, daß er den sogenannten Gießener Schwarzen angehörte. Der in diesem Kreise genährte Haß gegen den fremden Einfluß und besonders gegen die Kurie sollte sich in Borbergs Leben mannigfach und sehr unheilvoll auswirken. Als 1819 der russische Spion Kotzebue von Karl Sand ermordet wurde und man die Schwarzen verdächtigte, mit dem Mörder in Verbindung gestanden zu haben, worauf sie sich einem gerichtlichen Verhör

* Der nachstehende Aufsatz entspricht, in etwas erweiterter Form, einem Vortrag, den ich am 19. Februar 1943 im Historischen Verein des Kantons Bern hielt. Abgesehen von der biographischen Einleitung, bildet er den Schlußabschnitt meiner Arbeit: «*Dr. Carl Friedrich Borberg aus Nidda (Oberhessen), 1800—1850*», deren erster Teil 1946 gedruckt wurde und in meinem Selbstverlag erschien. Diesem sind die knappen Angaben über Borbergs Leben und Wirken bis zum Jahre 1839 entnommen, und auf ihn sei hier für alle näheren Einzelheiten verwiesen. Der zweite Teil meiner Arbeit, der im Manuskript vorliegt, wird hoffentlich in absehbarer Zeit erscheinen können.

Die Zitate aus Gotthelf beziehen sich auf die kritische Ausgabe im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich: «Jeremias Gotthelf. Sämtliche Werke in 24 Bänden, herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch» (zitiert: «Werke»), und auf die im vierten bis siebten Ergänzungsband dieser Ausgabe, von Prof. Dr. Kurt Guggisberg und Dr. W. Jucker bearbeiteten Briefe Gotthelfs (zitiert: «Briefe»). Die anderen Werke werden das erstmal mit vollem Titel angeführt.

unterziehen mußten, zogen es die meisten vor, Gießen zu verlassen und ihre Studien an anderen Universitäten, besonders in Jena, fortzusetzen. Dorthin ging auch Borberg im Herbst 1819. Wo er seine Studien beendigte, und was er in der Zeit bis 1827 trieb, ließ sich nicht feststellen. Nach seiner Aussage war er Professor Niebuhr in Bonn bei der Herausgabe des «Corpus scriptorum historiae Byzantinae» als Korrektor behilflich, bevor er am 30. September 1828 als Kollaborator an das Johanneum in Hamburg gewählt wurde.

Trotz anfänglich glänzenden Unterrichtserfolgen mußte Borberg 1832 diese Stelle verlassen, da ihm ein in den Protokollen nicht näher beschriebener «Unfall» zustieß, der ein längeres Verweilen an dieser Anstalt nicht zuließ.

Im Frühling 1833 finden wir ihn in der Schweiz. Während kurzer Zeit unterrichtete er im Fröbelschen Institut in Willisau und hierauf an der Gymnasialabteilung der Fellenbergschen Anstalten in Hofwil. Im September 1833 wurde er durch den radikalen «Henneschen Erziehungsrat» an die katholische Kantonsschule St. Gallen berufen. Wie fruchtbar und erfolgreich er dort als Lehrer der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache wirkte, ist aus seinen für diesen Unterricht neue Wege weisenden Berichten zuhanden des Erziehungsrates zu ersehen. Nach kurzer Zurückhaltung stellte sich Borberg offen an die Seite der St. Galler Radikalen, und durch seine journalistische Tätigkeit gewann er einen bisher völlig unbeachteten, aber zweifellos bedeutenden Einfluß auf die politische Entwicklung dieses Kantons. Während seine Mitarbeit an der «St. Galler Zeitung» und am «Berner Volksfreund» unbekannt blieb, lenkte er bald die Aufmerksamkeit und schließlich den Haß der Klerikalen auf sich durch die Herausgabe des «Jungen Wahrheitsfreundes» (1836—1837) und der «Schweizerischen Dorfzeitung» (1838—1839). Mit maßloser Heftigkeit, die für die politischen und konfessionellen Zeitungspolemiken fast aller damaligen Blätter charakteristisch ist, verfolgte Borberg in seinen beiden Zeitungen vor allem das Ziel, den Einfluß des seit 1835 erscheinenden konservativen Organs, des «St. Gallischen Wahrheitsfreundes», zu bekämpfen. Anfänglich ignorierte dessen Redaktor, Leonhard Gmür, die Gehässigkeiten des «Blättchenschreibers» Borberg, bis dieser sich bei der Besprechung der Schlägerei an der Rothenthurmer Landsgemeinde vom 6. Mai 1838, für die er natürlich die Schuld einzig und allein den klerikalen «Hornmännern» zuschob, zu den Worten hinreißen ließ: «Es liegt am Tage, daß die Religion, die in der ganzen Schweiz in Gefahr ist (d. h. die katho-

liche), eine Religion des Hochverrathes, des Meineids, des Mordes, der Bestechung und des Raubes ist.» Daß jetzt der «fremde Flüchtling», der schon von Anfang an den Klerikalen unwillkommen gewesen war, zum Ziel wütender Angriffe wurde, ist begreiflich. Als Borberg gar noch die schon längst als Fälschung nachgewiesene sogenannte «ungarische Fluchformel» veröffentlichte, mit dem deutlichen Zwecke, dieses Machwerk der katholischen Kirche unterzuschieben, da kannten seine Gegner nur noch ein Ziel: ihn von der Kantonsschule zu entfernen. Dies gelang ihnen denn auch, weil sie durch die Maiwahlen von 1839 die sechs Jahre vorher verlorene Vormachtstellung im Kanton St. Gallen wieder zurückgewannen, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil Borberg in dem Wahlkampf jedes Maß überschritten, und weil mit ihm die St. Galler Radikalen durch ihre offene Stellungnahme für David Friedrich Strauß sich selber als Gottesleugner verdächtig gemacht und viele bisher Liberale ins klerikale Lager hinübergetrieben hatten.

Wenn wir auch erst zwei Jahre nach diesen Kämpfen im «Wahrheitsfreund» lesen, daß Borberg das «Lob der Narrheit» von Erasmus von Rotterdam übersetzt habe, dürfte dies doch schon bei der Erscheinung des Buches den klerikalen Führern bekannt gewesen sein und die damals gegen Borberg herrschende Stimmung noch verschärft haben. Diese, dem schweizerischen Nationalverein und dem Schützenverein gewidmete Schrift setzte sich zwar das schöne Ziel, das Schweizervolk «seiner hohen Bestimmung, ein wahrhaft freies und in sich selbst starkes Volk zu sein» dadurch zuzuführen, daß sie es «zu einer reineren Erkenntnis des ewig Wahren und Guten und dadurch zu einer Befreiung von den Fesseln der in uns wurzelnden Vorurtheile» hinlenken wollte. Dabei hatte sie eine ausgesprochen antiklerikale Tendenz; stammte sie doch von dem Mönchshasser Erasmus, der auch zur Trennung der Kirche in Sekten, zur Verachtung der Bischöfe, zum Widerstand gegen die Päpste beigetragen hatte.

Borbergs Stellungnahme in der «Dorfzeitung» für David Friedrich Strauß hatte, wie erwähnt, auch zu seinem Sturz beigetragen, ohne daß damals bekannt war, daß er dessen «Leben Jesu» bearbeitet hatte. Die Ängstlichkeit, mit der er noch 1840 seine Verfasserschaft verbarg, läßt die Vermutung zu, er habe im stillen gehofft, doch noch an seine ihm lieb gewordene Stelle an der Kantonsschule zurückkehren zu können. Als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, bestand kein Grund mehr, bei der 1841 erschienenen Überset-

zung der apokryphen Evangelien, die von den Klerikalen auch abgelehnt wurde, seinen Namen zu verschweigen.

Trotz seiner gut bezahlten Stelle an der Kantonsschule, hatte Borberg während seines St. Galler Aufenthaltes immer mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese verschärften sich selbstverständlich nach seiner Entlassung. Die aus seinem journalistischen und literarischen Schaffen und einigen Privatstunden fließenden Einnahmen genügten nicht für den Unterhalt seiner großen Familie, und daher bemühte er sich, mit Hilfe radikaler Freunde wie J. C. von Orelli, Hermann Kurz, Augustin Keller, und wohl auch Ludwig Snell — der ihn seinerzeit Fellenberg empfohlen hatte —, eine neue Stelle zu finden. In Zürich, wie auch in Winterthur und Aarau, zerschlugen sich seine Aussichten. Erst als der St. Galler Landammann Gallus Jakob Baumgartner, der seit 1840 Borbergs Schwager war, ihn wärmstens in Bern empfahl, wurde er im Frühling 1841 an die dortige burgerliche Realschule berufen. Anfänglich widmete er sich mit Hingebung seinem neuen Amte und rechtfertigte nicht nur die in ihn gesetzten Erwartungen, sondern übertraf sie noch, so daß die Direktion sich beglückwünschte, ihn gewählt zu haben.

Neben der Schule arbeitete Borberg mit großem Eifer an der Herausgabe von «Hellas und Rom, Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtsschreiber, Redner und Philosophen», einer achtbändigen Anthologie, die in den Jahren 1842 bis 1847 erschien, und die noch heute durch ihre wohlabgewogene Auswahl und ihre von großer Vertrautheit mit dem Stoffe zeugenden Einleitungen und Erläuterungen volle Anerkennung verdient. Auch ist Borberg unter den Mitarbeitern an Magers «Pädagogischer Revue» aufgeführt, und es ist unzweifelhaft, daß er der Verfasser des darin enthaltenen Aufsatzes über die St. Galler Kantonsschule ist.

Nicht lange gelang es Borberg, sich in Bern von der Politik fernzuhalten. Als Landammann Baumgartner — der früher selber die Klöster als unzeitgemäße, überholte Institutionen bezeichnet, und der selber mitgeholfen hatte, das Kloster Pfäfers aufzuheben —, im Klosterstreit gegen die Aargauer Regierung auftrat, ertrug Borberg die sich selbst auferlegte Zurückhaltung nicht mehr. Da er inzwischen zu der Überzeugung gekommen war, daß Baumgartner ihn nur deshalb in Bern empfohlen hatte, weil er ihm in St. Gallen unbequem war, glaubte er, keine durch Dankbarkeit gebotenen Rücksichten mehr nehmen zu müssen. In einem langen Aufsatz im «Deut-

schen Boten aus der Schweiz» von 1842 zeichnete er seinen Schwager mit unerhörter Schärfe. Landammann Baumgartner vernahm durch seinen Schwager, den Dichter J. J. Reithard, wer der Verfasser des infamen Artikels war. Es ist verständlich, daß er von da an jeden Verkehr mit Borberg abbrach, wie dies auch Reithard tat, der mit dem «Schandbuben», wie er ihn nannte, nichts mehr zu tun haben wollte.

Fast gleichzeitig verscherzte sich Borberg auch die Freundschaft des Mannes, der ihm in St. Gallen unentwegt zur Seite gestanden hatte: diejenige des Rektors der katholischen Kantonsschule, J. A. S. Federer. In einem langen Aufsatz über die Kantonsschule, der in mehreren Nummern des «Deutschen Boten» von 1842 erschien, fand Borberg zwar Worte tiefer, ja herzlicher Wertschätzung für Federer, konnte sich jedoch nicht enthalten, von ihm zu schreiben, er sei «klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube». Auch besitze er «Takt und Klugheit, die in andern, weniger guten Händen leicht gefährlich werden könnten». Obschon er beifügte, daß hier diese glücklichen Eigenschaften «einem edlen, felsenfesten Charakter und dem lebenswürdigsten Herzen» gehörten, scheint doch Federer mehr Tadel als Lob herausgehört zu haben. Auch mußte Federers damals schon stark erschütterte und sehr gefährdete Stellung als Rektor durch diesen Aufsatz noch unhaltbarer werden, weshalb er es seinem langjährigen Schützling nicht verzieh, den Artikel ohne seine Einwilligung veröffentlicht zu haben. Er antwortete daher Borberg nicht mehr auf seinen Brief vom 7. Juni 1842.

Nach diesem Bruch mit St. Gallen wandte sich Borberg vollständig Bern zu. Dabei geriet er je länger je mehr unter den Einfluß von Wilhelm und Ludwig Snell, mit denen er schon von Deutschland her persönlich befreundet war. Er scheint sich wieder rückhaltlos an politischen und vor allem an journalistischen Kämpfen beteiligt zu haben. Leider ist es nicht gelungen, Artikel aus seiner Feder in einer schweizerischen oder deutschen Zeitung jener Jahre festzustellen.

Da der aufschlußreiche Briefwechsel Borbergs mit Rektor Federer im Juli 1842 abbricht, fehlen uns direkte Nachrichten über sein Treiben außerhalb der Schule während der nächsten Jahre. Aus seinem letzten an Federer gerichteten Briefe vom 6. August 1847 vernehmen wir jedoch, daß er «anfang an Orten zu verkehren, die wohl in Sankt Gallen höchst anständig gewesen wären, den Berner Patriziern dagegen ein Greuel» waren. Diese haßten ihn daher, wie er schreibt,

und arbeiteten an seinem Sturze. Er bezeichnet seine Stellung, über die er so glücklich gewesen war, als eine von Anfang an verfehlte, da er für die Berner Patrizier, welche die Schule dominierten, gar nicht geschaffen gewesen sei. Als ganz unbemittelt sei er «außerhalb des notwendigen Berner Komfort» gestanden. Zudem seien seine politischen und religiösen Grundsätze sehr anstößig gewesen und hätten gereizt, je höher bei der zunehmenden politischen Spannung der Haß der Stadt gegen alles Radikale gestiegen sei.

Gleich wie in St. Gallen geriet Borberg auch in Bern in einen unheilvollen Gegensatz zu den konservativen Kreisen und bot diesen schließlich selbst die Handhabe, ihn zu entfernen. Wie sich aus den Akten der burgerlichen Realschule ergibt, wurde er in der Ausübung seiner Pflichten nachlässig und brachte sich bei der Direktion, bei Eltern, Schülern und Kollegen um jedes Ansehen, so daß ihm im Winter 1846 nahegelegt wurde, ein Entlassungsgesuch einzureichen, wenn er vermeiden wolle, eine für ihn kompromittierende Kündigung zu erhalten.

Angesichts reichlicher Verdienstmöglichkeiten neben seiner Stelle, durch Privatstunden, journalistische und literarische Arbeiten, hatte sich Borberg, um sich wohl den Schein des «notwendigen Berner Komfort» zu geben, verleiten lassen, auf größerem Fuße zu leben, als es ihm seine finanzielle Lage eigentlich gestattet hätte. Schwere Krankheiten, an denen nicht nur er selber, sondern auch seine Frau, seine Kinder und einmal sogar die Mägde darniederlagen, warfen ihn erst recht zurück. Da von St. Gallen her noch Schulden auf ihm lasteten, für die er nach dem Verlust der Stelle betrieben wurde, brach nun das Unglück mit aller Schwere über ihn herein. Am 7. Juni 1847 wurde sein Konkurs im «Intelligenzblatt» öffentlich bekanntgegeben.

Nach allem, was vorgefallen war, bestand für Borberg keine Möglichkeit mehr, in der Schweiz eine andere Stelle zu bekommen. Ein letztes Mal setzten sich seine Freunde für ihn ein. Sie legten Geld zusammen, um die bitterste Not seiner Familie zu lindern, und um ihn auszustatten. Dann verließ Borberg im September 1847 unser Land, um sich in Deutschland eine neue Existenz zu schaffen.

Im Jahre 1848 erschien die von Borberg schon 1842 geplante «Literaturgeschichte der alten Griechen und Römer». Das Geld, das er dafür erhielt, ermöglichte ihm, seiner Frau den nötigen Betrag zu senden, damit sie mit ihren sieben Kindern, von denen der älteste Knabe erst dreizehn Jahre alt war, zu ihm reisen konnte. Er glaubte,

seine Familie nachkommen lassen zu dürfen, da er damals sichere Aussichten auf eine Stelle in Frankfurt zu haben meinte. Die gehegten Hoffnungen scheinen sich jedoch nicht erfüllt zu haben und, durch all das Schwere, das während der letzten Jahre auf ihm gelastet hatte, gebrochen, schied Carl Friedrich Borberg am 22. August 1850 freiwillig aus dem Leben, das er trotz allen hohen Geistesgaben nicht hatte meistern können.

Dies ist in kurzen Zügen das Leben des Mannes, den Jeremias Gotthelf als Urbild zu seinem «Doktor Dorbach der Wühler» wählte. Ist es nicht erstaunlich, daß eine solche Persönlichkeit trotz ihrem mannigfachen Wirken und Schaffen nicht die geringste Spur in der stürmischen Zeit der dreißiger und vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinterlassen hat? Nirgends findet sich in den Darstellungen jener Zeit ein Hinweis auf diesen Kämpen, der unter Hintansetzung seiner persönlichen Interessen Seite an Seite mit führenden Radikalen in St. Gallen und Bern sich hemmungslos einsetzte und maßgebenden Anteil an einer Radikalisierung der st. gallischen Politik hatte. Mit seiner Polemik gegen den Ultramontanismus lieferte er seinen Gegnern wie Leonhard Gmür, Pfarrer Greith und Pfarrer Popp zahlreiche Stichwörter, mit denen sie die Gemüter ihrer lange allzu passiven Glaubens- und Parteigenossen in Wallung bringen konnten und es schließlich erreichten, daß die 1833 verloren gegangene Position wieder zurückerobert wurde. Aus der Reaktion gegen die von Mißgriffen aller Art strotzende Politik der Radikalen, an der der Dorfzeitungsschreiber bedeutenden Anteil hatte, gingen sie derart gestärkt hervor, daß die führende Persönlichkeit des Kantons, Landammann Gallus Jakob Baumgartner auf ihre Seite trat, und daß der st. gallischen Politik im Kanton selbst und in vielen Teilen der Eidgenossenschaft bis 1847 der klerikale Stempel aufgedrückt wurde.

Ähnlich, wenn auch weniger maßgebend, dürfte Borbergs Rolle auch im Kanton Bern gewesen sein; doch wurde er hier durch Persönlichkeiten wie Jakob Stämpfli, Ulrich Ochsenbein und Wilhelm Snell überschattet.

Daß Borberg schon seiner journalistischen oder literarischen Tätigkeit wegen eine Erwähnung verdient hätte, ist sicher nicht zu bestreiten. Aber vergebens suchen wir in den historisch-biographischen Lexika seinen Namen. Es ist, als ob sein Wunsch, höchstens als «evangelischer Theologe» weiterzuleben, erfüllt werden sollte, und dieser Wunsch durch seine Freunde und Gesinnungsgenossen,

ebenso wie durch seine Gegner, unterstützt worden wäre. Fühlten sie sich vielleicht durch sein Verschwinden von einem gewissen Unbehagen befreit, und wollten sie durch ein gänzlich Verschweigen und Vergessen auch das leiseste Andenken an sein Dasein auslöschen? Sollte er, wie anfänglich auch sein Schwager J. J. Reithard, förmlich totgeschwiegen werden? ¹

Dies wäre auch geglückt, hätte nicht Borberg selber durch seine Werke mich veranlaßt, ihn der völligen Vergessenheit zu entreißen. Wenn er uns jedoch auch darüber hinaus interessiert, verdankt er dies dem Umstande, daß ihn sein unstetes Leben mit dem Manne in Beziehung brachte, der zweifellos als der größte aus jener Zeit in unsere Tage hereinragt: Jeremias Gotthelf. Dieser hat ihm in seinem «Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht anno 1847» ein Denkmal gesetzt, das es rechtfertigt, wenn wir uns eingehend mit ihm befassen. Bietet sich doch damit die Gelegenheit zu untersuchen, was an der abstoßenden und doch zugleich bedauernswerten Gestalt Doktor Dorbachs Wahrheit und was Dichtung ist. Dabei kann natürlich meine Untersuchung nicht den Zweck haben, in kleinlichem Grübeln darüber Klarheit zu schaffen, inwiefern Gotthelfs Wühler gegen den historischen Borberg verstößt. Wissen wir doch alle, daß hierin ein Dichter frei und ungehemmt seine schöpferischen Kräfte entfalten soll, daß häufig gerade darin seine Größe liegt, wie er die Wirklichkeit seinen künstlerischen Zwecken ein- und unterordnet.

Wie Gotthelf zum «Doktor Dorbach» angeregt wurde, ist in der kritischen Gotthelfausgabe des Eugen Rentsch Verlages ausgeführt ². Im Herbst 1848 sandte der Leipziger Verleger Gustav Mayer das bei ihm erschienene «Handbuch für Wühler, oder kurzgefaßte Anleitung, in wenig Tagen ein Volksmann zu werden, von Peter Struwel, Demagog» an Gotthelf mit der Bitte, eine ähnliche Schrift zu verfassen, in der «den Herren Anarchisten und Separatisten» auf alle Weise und vor allem mit Ironie heimgeleuchtet werden sollte. Diese Anfrage hätte zu keiner günstigeren Zeit bei Gotthelf eintreffen können. Hatte er doch mit wachsendem Groll das zersetzende Wirken nicht nur der schweizerischen, sondern vor allem der ausländischen Radikalen und Demagogen verfolgt; hatte er doch empört mit ansehen müssen, wie durch diese Elemente Professor Eduard Zeller ³, ein zweiter Strauß, nach Bern berufen wurde; hatte doch der Sonderbundskrieg den von ihm gehaßten Liberalen und Radikalen einen glänzenden Sieg über die Konservativen gebracht und damit die

langjährigen Schranken gegen die Ausarbeitung einer — von Gotthelf abgelehnten — neuen Bundesverfassung und gegen die Gründung einer neuen Eidgenossenschaft niedergeworfen.

Das Treiben der Ausländer hatte Gotthelf schon in seinem Roman «Jakobs des Handwerksgejellen Wanderungen durch die Schweiz» in den Jahren 1846 und 1847 gezeißelt ⁴, während er seinem Ärger über den Zellerhandel in der Erzählung «Die Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans, vermittelt durch Prof. Zeller» Luft gemacht hatte ⁵. Diese Schrift sollte auf das Jahr 1848 in J. J. Reithards «Alpenrosen» erscheinen. Allein die Heftigkeit der Sprache und die Durchsichtigkeit der Angriffe auf führende radikale Politiker des Kantons Bern ließen Reithard befürchten, Gotthelf könnte sich durch deren Veröffentlichung einen Presseprozeß zuziehen und sogar von seiner Pfarrstelle abberufen werden ⁶. Er lehnte daher die Aufnahme der Erzählung ab und verscherzte sich dadurch die langjährige Freundschaft des Lützelflüher Pfarrherrn. In seiner Entrüstung suchte dieser nicht nach einem anderen Verleger, gab die Erzählung auch nicht mehr heraus, als Reithard sie schließlich doch aufnehmen wollte, sondern behielt sie zurück, um sie zu einem seiner größten Romane, «Zeitgeist und Bernergeist», auszuarbeiten ⁷.

Da es Gotthelf auf diese Weise verunmöglicht worden war, seine Gegner wegen ihrer Haltung im Zellerhandel zu geißeln, ging er bereitwillig auf den Vorschlag des Verlegers Mayer ein; konnte er doch nun die radikalen Wühlereien schonungslos anprangern, und zwar vor einem viel größeren Leserkreis und ungefährdet durch das bernische Pressegesetz, das sogenannte Achtungsgesetz vom Februar 1832. Dieses stellte eine Falle dar, «in der sich jeder verfangen konnte, dessen Feder das Mißfallen der Regierung erregte» ⁸. Zudem war er auch besser getarnt, indem er nicht mehr einen bernischen «Regieriger», sondern einen weggezogenen Ausländer zur Zielscheibe seiner Angriffe machte. Die Schnelligkeit, mit der Gotthelf seine Erzählung niederschrieb, zeigt deutlich, wie groß die Spannung war, die sich in ihm gestaut hatte. Schon am 20. Januar 1849, d. h. nicht einmal zwei Monate, nachdem er «Struwels Handbuch» gelesen hatte, lag sein «Doktor Dorbach» gedruckt vor.

Wen er in seinem «Wühler» zeichnete, scheint Gotthelf meistens geheimgehalten zu haben. So sandte er z. B. seinen «politischen Seufzer, begleitet von zornigem Lachen» seinem Basler Freund Professor Karl Rudolf Hagenbach, ohne einen diesbezüglichen Hinweis, so daß dieser zurückschrieb: «Der Doktor Dorbach ist nach dem Le-

ben gezeichnet; ich glaubte sogar, einen ehemaligen Kollegen in ihm zu erkennen». Der Wühler wies also Charakterzüge auf, die viele der damaligen Radikalen «auszeichneten». Immerhin wußte schon der erste Biograph Gotthelfs, Carl Manuel, daß der «Dorbach» einen verkommenen und durch Verkommenheit zum Wühler gewordenen Literaten schilderte, «der in vielen Zügen Porträt sein sollte». War schon ihm nicht mehr bekannt, wer das Urbild war? Wenn er jedoch weiter bemerkt, daß das Büchlein eine nach dem Leben gezeichnete und durch naheliegende Erfahrungen veranlaßte Satire sei, so dürfen wir annehmen, daß er mehr wußte, als er zu verraten für gut fand⁹.

Dieses Rätsel wäre wohl nie gelöst worden, wenn nicht Gotthelf selber uns den Schlüssel dazu geliefert hätte: Einem seiner besten Freunde, Abraham Emanuel Fröhlich in Aarau, schickte er den «Dorbach» mit der Bemerkung, es sei «ein braver Peitschenhieb auf das sich wieder so üppig machende Ungeziefer. Wäre Rochholz nicht Dein Kolleg, ich sendete Dir auch ein Exemplar zu seinen Händen, es ist so ziemlicher Tuback auch für ihn». Und am Schluß des Briefes setzte er neben den Namen «Dorbach» in Klammer «Borberg»¹⁰. Da an der Kantonsschule in Aarau neben Fröhlich auch Hermann Kurz, ein Freund Borbergs, wirkte, wußte wohl Fröhlich genau, wer gemeint war. Ob er es diesem verraten hat, bleibe dahingestellt.

Ein zweites Mal finden wir den Namen Borbergs in der Erzählung selbst. Während der vorhin erwähnten kurzen Zeit hatte Gotthelf diese nämlich nicht nur einmal, sondern zweimal geschrieben. In der ersten, fast vollständigen Fassung, der jedoch der letzte Teil fehlt, gab er seinem Wühler noch den Namen «Borbach», und je einmal entschlüpfen ihm in der Eile der Niederschrift die Formen «Borbart» und «Dorfbach», und dann sogar der Name «Borberg», ohne daß er ihn beseitigte¹¹. Durch diese Verschreibungen ermöglichte es Gotthelf den beiden Herausgebern seiner Werke, Dr. Rudolf Hunziker und Dr. Hans Bloesch, die ersten Hinweise zu geben. Ungeklärt blieb jedoch die Frage, warum Gotthelf gerade diesen Dr. Borberg zum Urbild seines «Wühlers» wählte. Wäre es nicht näherliegend gewesen, den «großen S. in B.», mit dem er Professor Wilhelm Snell in Bern, das geistige Haupt der Berner Radikalen, meinte, an den Pranger zu stellen? Hätte doch dieser durch sein ultraradikales Wirken, seinen Streit mit Professor Karl Herzog und den daran anschließenden sogenannten «Schweineartikel», sowie durch seine Kneipgelage mit den Studenten mindestens ebensoviel Angriffspunkte zu einer

Charaktersatire geboten wie Borberg¹². Auch Wilhelm Snells Schwiegersöhne, Jakob Stämpfli und Niklaus Niggeler, die «Tochtermänner», wie sie Gotthelf nennt¹³, hätten gute Vorbilder abgegeben. Wenn Gotthelf trotzdem vorzog, Borberg in den Mittelpunkt seiner Erzählung zu stellen, so mußte er hiefür seine Gründe haben, mußten bestimmte Zusammenhänge vorhanden sein, denen nachzugehen und die aufzudecken von Interesse ist.

Stellen wir vorerst einmal fest, daß das Bild, welches uns Gotthelf von seinem Dorbach entwirft, in vielen Punkten mit dem übereinstimmt, das ich gestützt auf zahlreiche Briefe und umfangreiches Aktenmaterial habe darstellen können¹⁴. Er weiß nicht nur Bescheid über Borbergs pädagogisches, journalistisches und literarisches Schaffen, sondern viele der eingeflochtenen Bemerkungen verraten auch eine genaue Kenntnis seiner familiären und ökonomischen Verhältnisse. Diese Vertrautheit ist derart, daß Gotthelf sie sich unmöglich in der kurzen Zeit, die er zur Ausarbeitung seiner Erzählung brauchte, hätte verschaffen können. Der Eindruck, den Borbergs kometenhaftes Aufleuchten und Erlöschen in unserem Lande bei Gotthelf hinterließ, muß daher zur Zeit der Niederschrift des «Wühlers» tiefer und nachhaltiger gewesen sein als der irgendeines der zahlreichen ausländischen Politiker, Journalisten und Demagogen, die sich in jener Zeit in unserem Lande aufhielten. Schon lange bevor der Verlust der Stelle, der Konkurs und die fluchtartige Abreise Borbergs das Stadtgespräch Berns bilden mochten, muß Gotthelf auf ihn aufmerksam geworden sein. Sonst hätte er kaum diese Persönlichkeit, die neben vielen Schattenseiten in ihrem Wesen doch manch Anziehendes besaß, die über geistige Qualitäten und über eine ungewöhnliche Bildung verfügte, die vor allem auch ihre politischen Grundsätze mit einer kompromißlosen Unerschrockenheit verfocht, zum Wortführer einer von Parteileidenschaft beherrschten ideologischen Richtung, zum Symbol des ihm so verhaßten radikalen Zeitgeistes gemacht, und von ihr ein Bild entworfen, das doch zuweilen ein Zerrbild der tatsächlichen Verhältnisse gab.

Aus der Überzeugung heraus, daß Gotthelfs Aufmerksamkeit schon früh auf Borberg gelenkt wurde, habe ich in dessen ersten Schweizer Jahren nach eventuellen Beziehungen zwischen den beiden Männern geforscht. Dabei wurde ich in der Annahme bestärkt, daß Gotthelf nicht erst Ende der vierziger Jahre mit Borberg zusammengestoßen sein muß, sondern daß er ihn schon früher kannte und vielleicht sogar persönlich mit ihm bekannt geworden war. Un-

mittelbare ungünstige Eindrücke und selbst erfahrene bittere Enttäuschungen würden erst endgültig erklären, warum er seinen Dorbach mit einer manchmal erschreckenden Gehässigkeit schilderte.

Das erste Mal dürfte Gotthelf von Borberg gehört haben, als er im Auftrage der Berner Regierung am 30. September 1833 zusammen mit Regierungsrat Johannes Schneider den Herbstprüfungen des Fröbelschen Instituts in Willisau beiwohnte¹⁵. Borberg hatte zwar nur wenige Wochen in diesen «elysäischen Feldern» gewirkt. Wahrscheinlich hatte er jedoch schon dort, mitten in streng katholischem Gebiete, seine antiklerikale Einstellung allzu offen ausgesprochen und dazu beigetragen, die Aufregung unter der Bevölkerung, die Hetze gegen das protestantische Institut, die Volksversammlungen, die Petitionen um Aufhebung der Schule zu schüren. Wenn Dekan G. Sigrist von Wolhusen in seiner Schrift «Einige Worte über das Fröbelsche Institut zu Willisau» den Vorwurf erhebt, daß von den Keilhauern¹⁶ in Willisau ein künstlicher Unterschied zwischen den ihnen genehmen Priestern und den ihnen verhaßten Pfaffen, d. h. den Vertretern des politischen Katholizismus, konstruiert worden sei, erinnert dies auffallend an Borbergs Gedankengänge in seiner «Dorfzeitung». Sollten Fröbels Schwierigkeiten auch nur zum Teil auf Borberg zurückgehen, so wäre doch begreiflich, daß er ihn bald entlassen und Gotthelf gegenüber aus seinem Groll kein Hehl gemacht hätte. Hiezu bot sich Fröbel auch Gelegenheit anlässlich der Normalkurse im Schlosse zu Burgdorf, die 1834 und 1835 unter seiner Leitung stattfanden, und in denen Gotthelf als Lehrer für Schweizergeschichte mitwirkte¹⁷.

Die Bekanntschaft Gotthelfs mit Fröbel gewährt noch einen weiteren interessanten Aufschluß: Nach der Gründung des Vereins für christliche Volksbildung im Jahre 1833 verfaßte Fröbel auf Ersuchen von Regierungsrat Johannes Schneider, dem Präsidenten des Vereins, mehrere Gutachten über das Armenerziehungswesen¹⁸. Es ist nun wohl möglich, daß Gotthelf in seiner Begeisterung für das Armenerziehungswesen durch Fröbel manche wertvolle Anregung erhalten hat, ja, daß vielleicht durch diesen Gedankenaustausch die Idee zur Gründung der Knabenerziehungsanstalt im Saal zu Sumiswald und später zu Trachselwald gefördert wurde¹⁹. Diese Anstalt ihrerseits bot weitere Berührungsfelder zwischen Gotthelf und Borberg. Denn von Willisau weg war Borberg ja für einige Monate als Lehrer nach Hofwil gekommen und war auch nach seiner baldigen Berufung nach St. Gallen mit Fellenberg in Beziehung geblieben.

Um diesen im Kampfe gegen seine Gegner zu unterstützen, verfaßte er nicht nur die gegen das Erziehungsdepartement der Republik Bern gerichtete Schrift «Beleuchtung des Verhältnisses des Staates zu den Erziehungs- und Unterrichtsanstalten der Privaten»²⁰, sondern Fellenberg und Borberg planten auch die Herausgabe einer Broschüre «Über die schweizerischen Armen- und Erziehungsanstalten», an der Borberg in den Jahren 1836 und 1837 arbeitete²¹. Darin sollten nicht nur die Verdienste Fellenbergs um das Armenerziehungswesen hervorgehoben, sondern — wenigstens indirekt — Kritik an den zahlreichen Armenerziehungsanstalten geübt werden, die nicht das Fellenbergsche Prinzip der Selbsterhaltung befolgten und daher stets in finanziellen Nöten steckten. Ohne dabei Gotthelfs Tätigkeit und die von ihm mit aller Liebe und Hingebung geförderte Knabenerziehungsanstalt in Sumiswald und Trachselwald zu erwähnen, hätte sich Borbergs Kritik auch gegen diese gerichtet; mußte er doch durch Fellenberg wissen, daß diese Anstalt schon in den ersten Jahren ihres Bestehens mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Schrift Borbergs blieb zwar ungedruckt. Aber daß Gotthelf von dem Plan und dem beabsichtigten Angriff gegen seine geliebte Anstalt Kenntnis hatte, ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich; dürfen wir doch annehmen, daß J. J. Reithard in die literarischen Pläne seines Schwagers eingeweiht war und Gotthelf auf dem laufenden hielt. Aus einem Brief Borbergs wissen wir zudem, daß Borberg eine Fahrt nach Hofwil im Sommer 1835 mit einem Besuch in Burgdorf verband. Zweifellos weilte er auch später noch in der Emmestadt. Da Gotthelf zu dieser Zeit regelmäßig mit Reithard zusammenkam, hat er bestimmt bei diesen Gelegenheiten Borberg kennengelernt und wohl persönlich von ihm Näheres über die Absichten Fellenbergs und die geplante Schrift erfahren.

In der schon vor, und besonders seit den Burgdorfer Normalkursen zwischen Gotthelf und Fellenberg bestehenden Spannung²² stand Borberg zweifellos auf der Seite des «Stifters von Hofwil» und trat seinem Schwager und Gotthelf gegenüber für diesen ein. Daher mag es auch in dieser Hinsicht für Gotthelf aufschlußreich gewesen sein, sich mit ihm zu unterhalten.

Am nachhaltigsten dürfte gegen Ende der dreißiger Jahre das Verhältnis Gotthelfs zu Borberg durch dessen Buch beeinflusst worden sein: «Strauß und die Evangelien, oder das Leben Jesu von David Friedrich Strauß, für denkende Leser aller Stände bearbeitet von einem evangelischen Theologen», Burgdorf 1839.

Dieses Werk ist für die Gotthelf-Forschung schon aus dem Grunde bedeutsam, weil es Klarheit darüber schafft, weshalb es zwischen Gotthelf und seinem ersten Verleger, Buchdrucker Carl Langlois in Burgdorf, zu einem ernsten Zerwürfnis kam. Langlois hatte nicht nur den «Bauernspiegel» und die «Wassernot» in seinem Verlag erscheinen lassen, sondern er hatte im Frühling 1839 auch «Dursli der Branntweinsäufer» übernommen. Nun verzögerte sich der Druck der Erzählung, und wir können uns Gotthelfs Empörung denken, als er vernehmen mußte, daß ausgerechnet Borbergs Buch, das sich die Verbreitung der von ihm aufs heftigste abgelehnten Ideen von David Friedrich Strauß zum Ziele setzte, daran schuld war. Er schrieb daher am 15. Mai 1839 an Langlois: ²³

«Geehrter Herr!

Ich nahm letzthin zu meiner großen Verwunderung wahr, daß die Herausgabe eines populären Leben Jesu nach Strauß durch Sie ziemlich bekannt ist, zugleich aber auch, daß ein bedeutender Theil des Publikums, von dessen Erscheinen an, kein in Ihrer Offizin erscheinendes Buch sich mehr kaufen wird. Haben Sie nun im Sinn, meinen Dursli erst mit oder nach dem L. J. erscheinen zu lassen, so muß ich Sie ersuchen, dieses Büchlein durch eine andere Handlung an den Tag kommen zu lassen, indem von jenem Erscheinen an niemand glauben wird, daß in Ihrem Verlag etwas dem Gemeinwohl Heilsames zu finden sei.

Ich ersuche Sie, mir darüber in Kürze bestimmten Bericht zu geben.

Mit Hochschätzung
Ihr Alb. Bitzcius.»

Wahrscheinlich war der Druck des «Dursli» trotz dem Buche Borbergs ziemlich gefördert worden, so daß es dem Verleger gelang, den erbosten Pfarrherrn zu besänftigen. Der «Dursli» erschien denn auch in Langlois' Verlag. Aber die Vorwürfe in Gotthelfs Brief und vielleicht noch weitere, die er nachher einstecken mußte, mögen im Verleger den Entschluß haben reifen lassen, künftig nichts mehr mit dem streitbaren Verfasser zu tun zu haben. Als ihn Gotthelf später anfragte, ob er nicht die «Armennot» verlegen wollte, tat er hochmütig und sagte, daß keine 200 Leute in der Schweiz solches Zeug lesen würden, und sah «immer mit beiden Nasenlöchern auf zum Himmel,

wenn davon die Rede» war. Doch scheint Langlois bald darauf bereut zu haben, daß er sich dieses Geschäft hatte entgehen lassen. «Jetzt ist er bitter böse darüber», schrieb Gotthelf an Reithard, «und rächt sich damit, daß er keine mehr zu verkaufen hat»²⁴.

Ob Reithard Buchdrucker Langlois dazu veranlaßte, das Buch «Strauß und die Evangelien» in seinem Verlag erscheinen zu lassen, ließ sich nicht feststellen. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß er, wenn auch nicht aus eigenem Interesse für das Werk, so doch aus verwandtschaftlichen Gründen, Langlois das Buch seines Schwagers empfahl.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß Gotthelf damals durch Reithard erfuhr, daß Borberg der «evangelische Theologe» war. Wenn er ihn nicht jetzt schon in einem seiner Romane an den Pranger stellte, dann vorerst deshalb, weil damals die Politik in seinen Werken noch nicht so vorherrschend war wie später, und weil er selbst auch noch nicht der unerbittliche Konservative war, der später nur die Schattenseiten der Radikalen sah und sie in den schwärzesten Farben schilderte. Daß er Borberg fast zehn Jahre später aufs Korn nahm, deutet darauf hin, daß hier noch andere Gründe mitspielten.

Durch seine Berufung an die burgerliche Realschule in Bern im Frühling 1841 rückte Borberg nicht nur räumlich nahe an Gotthelf heran, sondern er trat auch in Beziehung zu Männern, mit denen Gotthelf bekannt oder gar befreundet war. Zweifellos kannte dieser die Ursachen von Borbergs Entfernung von der katholischen Kantonschule in St. Gallen genau, weshalb er die Anstellung dieses radikalen Hetzers kaum gebilligt haben wird. Sicher hat er in Bern von dem Treiben Borbergs gehört. Wenn er zwar vernahm, daß dieser einen heftigen Streit mit Albrecht Bondeli hatte, dem von ihm gehaßten Redaktor der «Allgemeinen Schweizer Zeitung», ja daß es zwischen beiden fast zu Tötlichkeiten gekommen wäre, so mochte ihn dies aufrichtig freuen. Hatte er doch selber in mehreren Artikeln des «Berner Volksfreundes» den Herrn Bundeli, wie er ihn immer nannte, sehr heftig angegriffen²⁵. Auch mag Gotthelf angenehm überrascht gewesen sein durch das anfänglich ruhige Verhalten Borbergs und durch das Lob, das ihm die Direktion der Realschule bei jeder Gelegenheit spendete. Als Borberg jedoch durch seine nachlassende Pflichttreue eine ständige Quelle von Unannehmlichkeiten für die Schulleitung wurde, als seine Gelage oder gar seine journalistische und politische Betätigung bekannt wurden, wird dies Gotthelf mit immer größerem Ärger erfüllt haben. Zwar dürfte ihm sein

Vetter, Professor Bernhard Studer, der Mitglied der Direktion war, kaum etwas über die stets zunehmenden Schwierigkeiten verraten haben, da die beiden Vettern schon seit 1830 nicht mehr freundschaftlich miteinander verkehrten. Dagegen war Gotthelf mit Helfer Karl Albrecht Baggesen, einem andern Mitglied der Direktion, gut befreundet und wird von diesem manch interessante Einzelheit erfahren haben. Mit tiefer Entrüstung muß er verfolgt haben, wie Borberg sich leichtsinnig seine Stelle verscherzte, und wie er schließlich unter Zurücklassung von Frau und Kindern unser Land verließ.

Es ist leicht möglich, daß gerade diese Ereignisse Gotthelf veranlaßten, Borberg in seinem «Dorbach» darzustellen. Doch dürften hier noch andere Gründe mitgespielt haben. Mochte Gotthelf dadurch verletzt sein, daß Borberg gelegentlich verächtlich von «Gotthelfen» sprach, wie z. B. in seiner Broschüre «Einige Betrachtungen über das Wesen der Preßfreiheit», wo er schrieb: «Um die Kirche zu schützen, braucht Gott keine Gotthelfe, die ihm in seiner Not beispringen»²⁶. Da jedoch diese Schrift schon Mitte 1836 erschien, während der «Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf» erst im Dezember desselben Jahres herauskam, konnte Borberg dieses Pseudonym damals kaum gekannt, damit also auch nicht unsern Jeremias Gotthelf gemeint haben.

Dagegen mochte Gotthelf einige Stellen in der schon erwähnten Schrift Borbergs «Beleuchtung des Verhältnisses des Staates zu den Erziehungs- und Unterrichtsanstalten der Privaten» nicht zu Unrecht auf sich bezogen und sich in seiner Ehre als Schulkommissär verletzt gefühlt haben. (Als Freund Reithards wußte er sicher, daß die Schrift von Borberg stammte.) Darin verlangt Borberg, daß die Kommissäre unbedingt Männer vom Fach sein sollten. Er kämpft gegen das häufig herrschende Vorurteil, als wären Prediger und Geistliche, schon als solche, «gleichsam von selbst hinreichend geschickt, das Amt eines Schulephorus zu verwalten»²⁷.

Doch sind auch die in dieser Schrift enthaltenen allgemeinen Hiebe kaum hinreichend, um Gotthelfs haßerfüllten «Dorbach» zu erklären, besonders da ja Gotthelf, als er seine Erzählung schrieb, längst nicht mehr Schulkommissär war. Seitdem wir jedoch wissen, wie empfindlich er gegen eine an seinem Werk geübte Kritik sein konnte, dürfte es nicht abwegig sein, eine Ursache in dieser Richtung zu suchen. Wie er reagierte, wenn Berner, wie Pfarrer Schädlin oder Redaktor Bondeli, ihm als Schriftsteller nahetraten, braucht hier nicht ausgeführt zu werden, da dies anderswo dargelegt ist²⁸.

Wenn aber derjenige, der seine Bücher einer scharfen und in seinen Augen ungerechtfertigten Kritik unterzog, ein Ausländer war, der Gotthelfs Eigenart nicht verstand und ihr daher unmöglich gerecht werden konnte, da mußte ihn eine Besprechung noch mehr empören und zu noch schärferer Entgegnung reizen. Dies dürfte bei Borberg der Fall gewesen sein, wenn es auch nicht gelungen ist, eine Kritik aus seiner Feder über ein Werk Gotthelfs festzustellen. Möglich ist immerhin, daß ihm, dem regelmäßigen Mitarbeiter am «Deutschen Boten aus der Schweiz», eine 1842 darin erschienene Besprechung des «Uli» zugeschrieben wurde²⁹. Diese ist zwar stellenweise sehr anerkennend, wirft jedoch Gotthelf übermäßige Breite, Mangel an aller künstlerischen Anordnung, vor allem auch Mangel an Reinheit und Eleganz vor. Anlässlich der Szene an der Jauchegrube spricht der Kritiker gar von «säuischer Ausdrucksweise», von «Szenen schmutzigster Art, völlig eckelhaften Geschichten, die mit Vorliebe ausgemalt» würden. In Wirklichkeit stammte diese Rezension nicht von Borberg, sondern von seinem Kollegen an der Realschule, Dr. Ludwig Seeger, der in der Fortsetzung des «Deutschen Boten», den von Georg Herwegh herausgegebenen «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz», in einer mit seinen Initialen versehenen Besprechung der «Bilder und Sagen» die «Schwarze Spinne» als «etwas Unnützes, wo nicht geradezu dem Volke Schädliches» bezeichnete³⁰. Die Schärfe dieses Urteils wird uns verständlich, wenn wir hören, daß Gotthelf im Vorwort zum «Ritter von Brandis» Seeger vorgeworfen hatte, er habe diese Sage nebst einer Anzahl Stellen aus der «Wassernot» «geverset», ohne seine Quelle anzugeben. Die Gereiztheit, mit der Seeger auf diesen Vorwurf antwortete, verriet Gotthelf deutlich, daß dieser der Rezensent war. Wenigstens nach dem Erscheinen der «Einundzwanzig Bogen» konnte für Gotthelf kein Zweifel mehr bestehen, wer auch die Rezension im «Deutschen Boten» verfaßt hatte. Damit erst dürfte jeder Verdacht gegenüber Borbergs Verfasserschaft dahingefallen sein. Für um so wahrscheinlicher halte ich es, daß durch eine anderweitige Kritik Borbergs Gotthelf verletzt worden ist.

Ob es nun der Ärger über Borbergs politische und journalistische Tätigkeit und die Vernachlässigung seiner Pflichten als Lehrer, ob es die Empörung über seine schmachvolle Flucht aus Bern, ob es direkte Angriffe Borbergs gegen Gotthelf waren, oder ob es ganz einfach die 1847 erfolgte Neuauflage von «Strauß und die Evangelien» war, die Gotthelf zu seinem haßerfüllten Bilde Borbergs im «Doktor Dorbach» führte, wird sich nie feststellen lassen. Wahr-

scheinlich hat all dies zusammengewirkt, um in ihm seinen «Wühler» erstehen zu lassen, in dem er Dr. Dorbach alias Borberg zum Urbild des unwillkommenen, sein Gastrecht und die Güte seiner Freunde mißbrauchenden Flüchtlings stempelte. Oder wäre der Umstand, daß Gotthelfs Wahl auf Borberg fiel, ein Beweis dafür, daß der heute gänzlich Unbekannte damals doch einer der leitenden Köpfe war, den nur die Ungunst der Zeit in völlige Anonymität hat versinken lassen? Übertraf er vielleicht doch in manchem sogar Wilhelm Snell oder Rochholz und andere «Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten», von denen Dr. Mager in einer so betitelten Schrift sprach?

Aus den bisherigen Ausführungen (und in noch vermehrtem Maße aus meiner Arbeit über «Dr. Carl Friedrich Borberg aus Nidda») dürfte klar hervorgehen, daß Doktor Dorbach weitgehend mit dem historischen Borberg übereinstimmt, und daß Gotthelf seinen Wühler in mancher Beziehung getreu nach der Natur gezeichnet hat. Dies ist immer dort der Fall, wo er sich über dessen Ehe, dessen Kinder und deren Erziehung, die Überheblichkeit des Professors äußert, und wo er dessen Einkommen und Verschwendungssucht erwähnt. Er hatte «sichere Kunde», daß Borberg sich «durch eigene Schuld um die Stelle gebracht» habe³¹. Eine Parallele zum historischen Borberg bilden auch die Anspielungen Gotthelfs auf dessen partei- und kirchenpolitische Tätigkeit, und nur daher verstehen wir die häufigen Hiebe Dorbachs gegen die Pfaffen. Daß dabei Gotthelf mit den Konservativen, ja sogar mit den Klerikalen sympathisierte, ist um so begreiflicher, als ihn damals seine politische Einstellung auf ihre Seite zog, standen sie doch, wie er, in unerbittlichem Kampfe gegen den Radikalismus, dieses — um mit den Worten des «St. Gallischen Wahrheitsfreundes» zu sprechen — «Grundübel, woran die Schweiz wie an einer ekelhaften Krätze siech darniederlag, diese Ausgeburt aller Zerstörung friedlicher Verhältnisse, dieses alles freie Volksleben verschlingende Ungethüm».

Gotthelf läßt seinen Dorbach auch gegen die Patrizier losziehen, gegen die er ja selbst von früher her einen tiefen Groll hegte. Er bezeichnet diejenigen, die daran schuld waren, daß Männer wie Borberg zu Stellung und Einfluß gelangen konnten — zu denen auch die burgerlichen Mitglieder der Realschuldirektion gehörten —, als «schulheitliche Weisheitsbüchsen», als «die allerkreuzdümmsten Choristen oder Statisten»³².

Zahlreich sind die Schattenseiten Borbergs, die Gotthelf bekannt waren. Nachdem ich nun Borberg der Vergessenheit entrissen habe, möchte ich untersuchen, ob denn neben diesen dunkeln Schlagschatten nicht auch einige lichte Stellen dieses Charakterbild aufhellen. Auch bin ich Borberg den Versuch einer Ehrenrettung schuldig, da Gotthelf in seinem Haß gegenüber den Radikalen mindestens ebenso verblendet war wie Borberg in seinem Kampfe gegen die Klerikalen.

Wenn Gotthelf seinem Dorbach den Vorwurf der Grobheit in der Behandlung seiner Gegner macht, so vergißt er vorerst, daß dieser «Grobianismus» ein Merkmal der Zeit war. Wie scharf sprang er selbst oft mit seinen Gegnern um! Überhaupt erscheint dieser Vorwurf Borberg gegenüber nur bedingt richtig zu sein; noch sein Enkel, der nunmehr verstorbene Hamburger Syndikus Dr. Carl Mönckeburg, den die gehässige Darstellung seines Großvaters im «Dorbach» tief betrübte, schrieb, daß Borberg sich in seinem persönlichen Verkehr durch eine große Liebenswürdigkeit ausgezeichnet habe³³.

Borberg hat zudem in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz nicht nur enge Beziehungen gepflegt und Freundschaften geknüpft, sondern er hat auch kein höheres Ziel gekannt, als sich für immer diesem Kreis einzugliedern. Er empfand eine tiefe und sicher aufrichtige Liebe für unser Land, und es war eines seiner höchsten Ziele, das schweizerische Bürgerrecht zu erwerben. Noch vor seiner Abreise im August 1847 sprach Borberg gegenüber Federer die Hoffnung aus, sich so weit zu rehabilitieren, daß ihm der Weg in die Schweiz wieder offen stehe³⁴. Ein Mann, der eine solche Zuneigung zu unserem Lande empfand, konnte auch nicht unsere Sitten und unsere Religion verhöhnen, wie ihm dies Gotthelf vorwarf. Wie so viele andere hat er das bekämpft, was er für unrichtig hielt, und in diesem Kampf hat er seinen Mann gestellt, so daß auch der gegen Dorbach alias Borberg erhobene Vorwurf der Feigheit oder der allzu ängstlichen Vorsicht nicht zutrifft. Eine ähnliche Vorsicht ließ auch Gotthelf walten, wenn er unter dem Siegel der Anonymität seine oft leidenschaftlichen Angriffe im «Bernser Volksfreund» erscheinen ließ.

Borberg hat sich mit einer Hemmungslosigkeit am Kampfe gegen den Klerikalismus beteiligt, der wir unsere Achtung nicht versagen können, da dieser Kampf vorwiegend gegen Männer gerichtet war, die genau wußten, daß die polemischen Artikel von ihm stammten, und die, als seine unmittelbaren Vorgesetzten, in der Lage waren, sich an ihm für die erlittenen Angriffe zu rächen. Wohl führte Bor-

berg seinen Kampf aus der Überzeugung heraus, daß die Klerikalen erschüttert und die Radikalen neu gestärkt aus den Maiwahlen von 1839 hervorgehen würden. Doch auch nach dem Siege der Konservativen zog er sich nicht feige zurück; er verzichtete nur auf die Weiterherausgabe der «Dorfzeitung», weil Rektor Federer, der wohl klarer als er selber erkannte, was ihm drohte, ihn dazu drängte.

Nicht nur politisch hat Borberg seinen Mann gestellt. Auch wenn es galt, Federer oder einen anderen seiner Parteifreunde zu verteidigen, war er zur Stelle. Diese waren es denn auch, die den unerschrockenen Kämpen voranschickten, wo immer es möglich war. Gleich wie Ludwig Snell ihn aufmunterte, den folgenschweren Artikel gegen Landammann G. J. Baumgartner zu veröffentlichen³⁵, so waren ohne Zweifel St. Galler Radikale in hohem Maße dafür verantwortlich, daß er sich als Ausländer in den politischen Auseinandersetzungen so weit vorwagte. All dies entschuldigt natürlich sein Tun nicht; denn als reifer Mann mußte er sich der Tragweite seiner Handlungen bewußt sein und war daher auch für deren Folgen voll verantwortlich.

Wie Federer war auch Borberg nach St. Gallen berufen worden, um die 1833 errungene radikale Vormachtstellung zu stützen und wenn möglich zu erweitern. Die finanzielle Hilfe, die ihm Federer sicherte, und vielleicht sogar die Mittel, die ihm die Herausgabe des «Jungen Wahrheitsfreundes» und der «Dorfzeitung» ermöglichten — denn seine eigene prekäre Lage hätte ihm dies nicht erlaubt —, lassen sogar den Verdacht aufkommen, daß ihn seine Parteifreunde dadurch eng an sich knüpfen wollten, um noch unbedingter auf seine Mitarbeit rechnen zu können. Diese Annahme liegt um so näher, als auch Gotthelf andeutet, daß an dem oft unerfreulichen politischen Wirken der Ausländer die Radikalen schweizerischer Nationalität alles andere als unschuldig waren. Läßt er doch den Grenchener Wirt sagen, die Fremden seien «allweg kommod, um das zu verrichten, was man selbst mit keinem Finger anrühren möchte»³⁶. An einer anderen Stelle drückt er diesen Gedanken noch klarer aus, indem er schreibt, daß man die «fatalen Kerls», diese «wahren Kinder des Teufels» brauche, «um die Revolution zu machen, das heißt, um das Bestehende zu zersetzen, alle Institutionen, Ehe, Eigentum usw., selbst Gott für veraltet zu erklären, das Fleisch auf den Thron zu setzen»³⁷. Borberg mußte den Dank für seine Berufung durch diese für ihn verhängnisvolle Mitarbeit abstatten. Erst in Bern ist ihm jedoch bewußt geworden, in welchem Abhängigkeitsverhältnis er

gestanden hatte. Wenn er in einem Brief an Federer seiner Freude darüber Ausdruck gibt, die lang entbehrte Selbständigkeit wiedergefunden zu haben, auf die er nun nie mehr verzichten wolle, so dachte er sicher an diese Erfahrungen. Ein Beweis hiefür liegt auch darin, daß Männer, die er zu seinen besten Freunden zählen zu dürfen glaubte, ihn nach seiner Abreise von St. Gallen ohne jede Nachricht und auch ohne Antwort auf seine Briefe ließen. Der vorher vielumworbene Mitkämpfer konnte nun beiseitegestellt und fallengelassen werden, da er seine Rolle ausgespielt hatte. Rektor Federer und Heinrich Kurz waren die einzigen, die ihm ihre unveränderte Freundschaft bewahrten, bis Borberg sie sich selbst verscherzte.

Wenn Borberg in seinen Artikeln jedes Maß überschritt, so trifft hiefür niemanden ein Vorwurf als ihn allein. Doch war er eben ein Kämpfer, der sich durch sein leidenschaftliches Temperament hinreißen ließ, und der als überzeugter Radikaler mit Hingabe den Kampf an der Stelle ausfocht, an die er hingestellt worden war. Daß er trotz den gemachten bitteren Erfahrungen sich auch in Bern wieder in Parteikämpfe einspannen ließ, ist unverzeihlich. Die Strafe, die ihn dafür ereilte, war erschütternd. Doch hat er auch hier erst das Feld geräumt, als die Widerwärtigkeiten und die ihn treffenden Schicksalsschläge seine Kraft überstiegen.

Ungeachtet aller politischen Umtriebe vergaß jedoch Borberg die Sorge für seine Familie nicht, und Gotthelf tut ihm unrecht, wenn er ihn beschuldigt, er habe «das Bangen des Fleißigen, woher Brot nehmen und den Seinigen Brot schaffen, wenn er kein Geld hätte», nicht gekannt³⁸. Denn stets bemühte er sich, sein Einkommen zu erhöhen, indem er neben seiner Lehrstelle so viele Privat- und Übungsstunden annahm, als er nur irgendwie bewältigen konnte. In den ersten Jahren seines Berner Aufenthaltes schulmeisterete er jeden Tag von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr und übernahm zudem noch an mehreren Abenden Aufsichtsstunden. Auch seine journalistischen Arbeiten verschafften ihm einige Einnahmen. Als ihm die Redaktion des Auslandteils der «St. Galler Zeitung» übertragen wurde, meldete er dies erfreut seinem Schwager Reithard. Auch rechnete er damit, daß ihm die Herausgabe einer eigenen Zeitung erlauben werde, seine finanziell stets unerfreuliche Lage zu verbessern. Wenn wir uns überhaupt vergegenwärtigen, daß Borberg neben einem übervollen Maß an Schularbeit und der Redaktion eigener Zeitungen gleichzeitig mehrere schweizerische und deutsche Blätter mit seinen zum Teil sehr umfangreichen Artikeln bediente, daß er außerdem von 1838

bis 1848 die oben erwähnten Werke verfaßte und herausgab, dann können wir nicht umhin, zu staunen über die Arbeitskraft dieses «Männchens», wie ihn Gotthelf verächtlich nannte.

Zu all dem kam wenigstens zeitweise noch eine rege Teilnahme an politischen Versammlungen und daran anschließend gar noch längere «Sitzungen» in den Stammlokalen seiner Parteifreunde. Da drängt sich uns die Frage auf, ob bei dieser vielseitigen Inanspruchnahme noch eine fruchtbare Unterrichtstätigkeit möglich war. Gotthelf spielt mehrfach auf Borbergs Wirken als Lehrer an und läßt ihn, mit sichtlicher Ironie, sich selber mit hochtrabenden Worten rühmen. Nun haben jedoch die eingesehenen Schulakten einwandfrei ergeben, daß Borberg, abgesehen von seiner letzten Hamburger- und Bernerzeit, tatsächlich ein ausgezeichnete Lehrer war. Schon in den Akten des Hamburger Johanneums finden sich mehrfache Belege, in denen seine vorzügliche, anregende Unterrichtsweise betont wird³⁹. Das Zeugnis, das ihm der Erziehungsrat der Stadt Zürich nach der im Sommer 1833 abgelegten Prüfung ausstellte, erklärte ihn sehr lobend für «unbedingt wahlfähig»⁴⁰. Fellenberg, dem er doch nur während weniger Monate sein pädagogisches Können zur Verfügung stellte, hätte ihn 1840 gern wieder zurückgeholt. Abgesehen von dem unlegbar politisch gefärbten Rapport von 1838, sind es besonders die jährlichen Amtsberichte des katholischen Erziehungsrates von St. Gallen, die seine tüchtigen Leistungen als Professor für Lateinisch, Griechisch und Deutsch anerkennen. Sogar das von dem ihm feindlich gesinnten Erziehungsrat im Herbst 1839 ausgestellte Zeugnis betonte seine Verdienste in dieser Hinsicht⁴¹. Nicht geringer ist die Anerkennung, die ihm die Direktion der Berner Realschule in den jährlichen Prüfungsberichten während den ersten Jahren seines dortigen Wirkens zollt⁴². Das schönste aller Zeugnisse, die Borberg von 1832 bis 1847 erhielt, ist jedoch dasjenige, welches ihm Rektor Federer beim Verlassen der Kantonsschule gab⁴³. Darin führt Federer aus, daß er jede Schule, die Borberg anstellen werde, um diesen guten Lehrer beneide, dem es gelungen sei, bei seinen Schülern den Sinn für die Schönheiten der griechischen und lateinischen Sprache zu wecken. Wohl spricht aus diesen Zeilen der Freund, der tief betrübt ist, nicht nur einen vorzüglichen Lehrer, sondern auch einen unentwegten politischen Gesinnungs- und Kampfgenossen zu verlieren; aber es spricht aus ihnen auch der erfahrene Schulleiter, der wie kein zweiter zur Abgabe eines Urteils befugt war.

Zweifellos liegen Schatten über Borbergs Wirken und besonders über seinen letzten Berner Jahren, und an diese mag Gotthelf in erster Linie gedacht haben, als er seinen «Dorbach» schrieb. Aber wir dürfen doch nicht nur das zum Maßstab für die Tätigkeit eines Menschen nehmen, was er in Zeiten der Depression, in Zeiten teils unverdienten, teils selbstverschuldeten Not- und Tiefstandes gefehlt, sondern auch das, was er trotz allen Widerwärtigkeiten an Positivem geleistet hat.

Besonders schwer wiegen die Vorwürfe, die Gotthelf gegen Borberg erhebt, weil er auf schämliche Weise seine Familie verlassen habe; er stellt Dorbach als grenzenlosen Egoisten dar, der in der Schreckensnacht am Bachtelenbrunnen kalten Herzens Frau und Kinder den wütenden Hunden und den Bürglenherren opfert, nur um sich selber zu retten⁴⁴. Nach all dem schweren Leid, das Borberg über seine Familie gebracht hat, fällt es schwer, Gotthelfs Vorwürfe zu entkräften. Trotzdem will ich versuchen, wenigstens einen Teil des an ihm haftenden Makels zu beseitigen. Denn in Borbergs Briefen an Federer und Reithard finden sich mehrere Stellen, die eine tiefe Zärtlichkeit für seine Frau und für seine Kinder verraten. Er war glücklich über das schöne Heim, das er ihnen in Bern bieten konnte. Sicher nicht nur seiner- sondern auch ihrerwegen hat er ständig versucht, sein Einkommen zu steigern. Von all dem scheint Gotthelf nichts gewußt zu haben. Vielmehr hörte er nur, wieviel Schweres die Frau und die Kinder Borbergs zu ertragen hatten, und vor allem muß es ihn empört haben, als Borberg nach Deutschland verreiste und seine Familie in tiefstem Elend zurückließ. Aus Borbergs letztem Brief an Federer wissen wir jedoch, daß er dorthin ging, um sich eine neue Existenz zu schaffen, die es ihm ermöglichen sollte, sobald als möglich seine Familie nachkommen zu lassen. Litt er doch selber schwer unter der Trennung. Eine auch nur leise Hoffnung veranlaßte ihn, seiner Frau das Reisegeld zu senden. Schließlich erwiesen sich alle seine Bemühungen als eitel.

Welches das endgültige Schicksal der unglücklichen Familie war, konnte Gotthelf noch nicht bekannt sein, als er Ende 1848 seinen «Dorbach» schrieb. Wissen mußte er jedoch, daß Frau Borberg im Sommer dieses Jahres Bern verlassen hatte, um mit ihren sieben Kindern ihrem Gatten zu folgen.

Außer dem soeben behandelten Vorwurf ist wohl der schwerste, den Gotthelf erhebt, der, daß Dorbach, d. h. Borberg, nicht an Gott geglaubt habe. Wir müssen zugeben, daß alles, was Gotthelf über

Borbergs Leben und Treiben bekannt war, ihn zu dieser Meinung berechnete. Denn ein Mensch, dem Christus und die sittlichen Grundsätze des Christentums auch nur den geringsten Halt boten, hätte, nach der Auffassung Gotthelfs, niemals so tief sinken können. Da zudem Gotthelf auch zu denen gehörte, die in David Friedrich Strauß den Gottesleugner sahen, konnte er gar nicht anders, als auch den für einen Atheisten zu halten, der das «Leben Jesu» bearbeitet hatte. Ein ähnliches Urteil konnte Gotthelf fällen, wenn er daran dachte, daß Borberg auch die apokryphischen Evangelien übersetzt und veröffentlicht hatte, daß er nicht nur die katholische Kirche, sondern auch ihre Diener auf unerhörte Weise angriff, ja daß er wohl ausschließlich in Kreisen verkehrte, die durch ihre Unterstützung von David Friedrich Strauß bewiesen, wes Geistes Kinder sie waren.

Und doch hatte Gotthelf unrecht, sofern wir Borbergs eigenen Worten Glauben schenken dürfen. Wohl schrieb dieser in seinen Zeitungen auf das Frivolste über die katholische Kirche, ihre Geistlichen und die Jesuiten. Doch entsprang dies alles nur seinem fanatischen Haß gegen den politischen Katholizismus, der ihm schon in seiner Jugend von den Gießener Schwarzen eingepflanzt worden war. Obschon er in einem Brief an Federer schrieb, er sei kein «scharfer Protestant», lag es ihm doch fern, die tiefen sittlichen Werte des Christentums zu leugnen, und er selber war sich klar, daß er darin wurzelte. Am deutlichsten spricht er sich im Vorwort zu den «Apokryphischen Evangelien» aus. Er schreibt ⁴⁵:

«Das glaube ich erwarten zu dürfen, daß der unbefangene Leser in allen meinen Worten den Abdruck eines christlichen Geistes und Sinnes erkennen wird, wenn auch die Richtung, in welcher sich dieser bewegt, und die Seite des Christentums, welche derselbe festhält, verschieden sein sollten vom Standpunkt, auf welchem er steht, nämlich der Leser. So weit dürfen wir doch wohl nach jahrhundertelangen Kämpfen zwischen Glauben und Wissen gekommen sein, daß der gebildete Christ es für ebenso unverträglich hält mit dem Geiste des ächten Christentums, wie mit dem der höheren Bildung, nur eine Form des Glaubens, nur eine Auffassungsweise des Göttlichen für die allein richtige und allein seligmachende zu halten. Wer noch in unsern Tagen von freier Forschung und unbefangener Prüfung Gefahr für den Glauben fürchten kann, der Frömmigkeit muß nicht so beschaffen sein, wenn er es auch sich selbst nicht gestehen mag, daß sie ihm jene wahre Beruhigung gewährt, die einzig aus ungestörter Harmonie aller Seelenkräfte hervorgeht.»

An einer anderen Stelle führt Borberg aus ⁴⁶:

«Je mehr wir das Göttliche in der inneren Größe des Geistes, in den Wundern und Herrlichkeiten des gottbegeisterten Gemütes ausgeprägt finden, desto unmittelbarer ist die Erzählung — nämlich die Apokryphen — aus dem innersten Heiligtum des Christentums geflossen, desto näher treten wir an das Allerheiligste, worin Christus thront, heran.»

Und wenn schließlich Borberg fortfährt: «Je älter die Erzählungen sind, um so mehr spiegeln sie in der Regel jene innere Größe Jesu und seiner Apostel in sich ab», so werden wir wohl vorerst staunen darüber, daß der Mann, der in den Augen Gotthelfs der Inbegriff des Ungläubigen war, solche Worte echt christlicher Prägung fand, und wir werden erkennen, daß Borberg weit davon entfernt war, ein Gottesleugner zu sein.

Nach den vorstehenden Ausführungen kann kaum mehr bestritten werden, daß «Doktor Dorbach der Wühler», obschon nicht zu den Meisterwerken Gotthelfs gehörend, außerordentlich reich ist an interessanten Beziehungen zu seiner Zeit und uns ein aufschlußreiches Bild bietet über den damals tobenden Kampf zwischen Altgesinnten und Radikalen. Wenn wir den «Wühler» als Ergänzung betrachten zu Gotthelfs großen Romanen wie «Jakobs des Handwerksgeßellen Wanderungen durch die Schweiz» und «Zeitgeist und Bernergeist», werden wir auch nicht ganz der Auffassung beipflichten können, der «Dorbach» sei «im Grunde bloß eine kaum mehr dichterische Profanierung des Dursli» und «nur durch die abweichende Schilderung des Säufertraums von Interesse» ⁴⁷. Dabei liegt mir fern, das Widrige von Dorbachs Benehmen am Bachtelenbrunnen im geringsten beschönigen zu wollen. Wie abstoßend dieses Erlebnis ist, ergibt sich besonders bei einem Vergleich mit den heiligen Nächten, die Dursli und Kurt von Koppigen von ihrem verkommenen oder verbrecherischen Leben bekehrten ⁴⁸. Wohl zwingen uns diese auch in ihren unheimlichen Bann, und doch unterscheiden sie sich in etwas Wesentlichem von derjenigen im «Dorbach». So entsetzlich die Kurt verfolgenden Bestien mit den Gesichtern seiner Eltern, Verwandten, all seiner unschuldigen Opfer sind, wie schauerlich es auch ist, wenn Kurt, von der wilden Jagd getrieben, seine eigenen Kinder zu zerreißen sucht, so sind diese Szenen doch nicht so widerlich, wie die Dorbach anfallenden Schlangenknäuel. Wenn wir auch die dichterische Gestaltungskraft bewundern, der es gelang, ein drittes Mal die wilde Jagd mit unerhörter Wucht darzustellen, so können wir

sie vor allem deshalb nicht würdigen, weil der versöhnliche Ausgang fehlt. Während Gotthelf gleichsam noch davor zurückschreckte, Kurt seine Kinder zerfleischen zu lassen, während er in der ersten Fassung des «Wühlers» Dorbach vergeblich versuchen läßt, Frau und Kinder zu opfern, bevor er selber von den sieben gepanzerten Gestalten in Stücke gepeitscht und von den Hunden gefressen wird, steigert er das Grauensvolle des Geschehens schon in der zweiten und schließlich in der endgültigen Fassung, indem er Dorbach seine Frau und ein Kind nach dem andern den Hunden und den Rittern vorwerfen läßt, bevor er selber zerrissen wird. Diese Steigerung genügte Gotthelf jedoch noch nicht. Anstatt Dorbach den verdienten Sühnetod erleiden zu lassen, läßt er ihn ungebessert, mit neu erwachter Frechheit, mit unveränderter Roheit seiner Frau und seinen Kindern gegenüber wieder heimkehren, und, wie um ihn noch vollends moralisch zu erledigen, seine Familie bald darauf schmählich im Stiche lassen.

Doch auch mit dieser Verschärfung ließ es Gotthelf nicht bewenden. Von der ersten zur endgültigen Fassung läßt sich noch an manchen Stellen eine Erweiterung feststellen, die einzig und allein dem Zwecke diene, Dorbach noch erbärmlicher hinzustellen.

Es ist wohl kein Zufall, daß Gotthelf sich noch ein drittes Mal der Bürglenherren bediente, um einen Minderwertigen zu geißeln. Im Grunde war ihm gar nicht darum zu tun, einen Einzelnen zu brandmarken, sondern er wollte die ganze, ihm so verhaßte Richtung des Radikalismus, den Zeitgeist, vernichtend treffen. Er hat noch einmal die wilde Jagd beschworen, weil diese ihm Gelegenheit bot, ungehemmt seinen Groll sich austoben zu lassen. Wenn er immer neue Wellen des ekelhaftesten Gewürms sich heranwälzen läßt, denen die wütenden Hunde mit den geharnischten Gestalten folgen, und wenn er dann die schreckliche Jagd mit dem schauerlichen Knäuel durch den Wald toben läßt, bevor Dorbach in Stücke gehauen, zerstampft und verschlungen wird, ist es da nicht, wie wenn Gotthelf selbst, den Zweihänder in den wuchtigen Fäusten, mit unersättlicher Kampflust im Schlachtgetümmel um sich schlug, um den verhaßten Gegner zu zerschmettern? Diese Maßlosigkeit zeigt besser als alles andere, wie tief damals seine Erbitterung gegen die Radikalen war.

In seiner Ablehnung gegen eine ihm widerwärtige Geistesrichtung prägte Gotthelf seiner Schrift einen so ausgesprochenen Stempel des Hasses auf, daß es uns schwer fällt zu glauben, sie entstamme

derselben Feder, die im «Uli», in «Geld und Geist» und anderen Werken Stellen unvergleichlicher Schönheit schuf. Er weist in dieser Beziehung eine ähnliche Zwiespältigkeit auf wie der von ihm verfolgte Borberg. Überhaupt ist eine gewisse Verwandtschaft des Temperaments nicht zu leugnen, die ja nur noch besser die erfolgten Zusammenstöße und die entstandene Feindschaft erklären würde. Hat doch auch Borberg zu gleicher Zeit, da er restlos in der Politik und in häßlichen Pressepolemiken aufzugehen schien, sich mit seiner geliebten Antike beschäftigt und dieser prächtige Seiten gewidmet.

Es ist ein düsteres Bild, das ich entworfen habe. Ist es nicht, als ob Gotthelf seine Erzählung selbst hätte charakterisieren wollen, als er schrieb: «Es gibt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn hell der Mond scheint. Es ist, als wären die hellen Kiesel gebleichte Totenbeine, der weiße Grund die große Totenstraße, auf welcher der Tod wandert mit den Toten durchs Land nach der dunkeln Ewigkeit»⁴⁹.

Vergessen wir jedoch bei dem Unerfreulichen in Gotthelfs Erzählung nicht, daß all die Bitterkeit, all der Haß, die aus dem «Dorbach» sprechen, nur dem einen entsprungen sind: Gotthelfs banger Sorge um sein geliebtes Bernbiet, durch das, «wie der fromme Glaube durch ein frommes Leben», die schöne Aare ruhig zog und klar, und dessen Tal und Fluß in der Sonne Licht glänzten «wie ein frommer Mensch in Gottes Gnade und Segen»⁵⁰.

Unerschütterlich war jedoch sein Glaube, daß dieses gesegnete Land geläutert aus aller Gefahr hervorgehen werde, und es ist, als ob diese Hoffnung aus der herrlichen Stelle leuchtete:

«Als Dorbach auf die Höhe kam, lag im rötlichen Licht der untergehenden Sonne ein reiches Land, mit dunklem Wald reich durchzogen. In tiefem Hintergrunde standen in stiller Majestät hell und klar unsere Berge, noch blühten sie nicht in der Abendröteglut, sie glichen Rosenknospen, harrend auf den Kuß der scheidenden Sonne, um zu Rosen zu erblühen.»⁵¹

Anmerkungen

- ¹ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 28, S. 164.
- ² Werke, Bd. XX, S. 546.
- ³ Prof. Eduard Zeller, 1814—1908, wurde am 17. Januar 1847 als Professor für neutestamentliche Exegese an die bernische Hochschule berufen, obschon sich die Altgesinnten der Wahl widersetzen. Zeller folgte schon im Herbst 1849 einem Ruf nach Marburg.
- ⁴ Werke, Bd. IX.
- ⁵ Werke, Bd. XIII, S. 521.
- ⁶ Rudolf Hunziker, Jeremias Gotthelf und Johann Jakob Reithard, S. 25 u. 143 f.
- ⁷ Werke, Bd. XIII.
- ⁸ Richard Feller, Berns Verfassungskämpfe 1846, S. 122. — Paul Münch, Studien zur bernischen Presse 1830—1840, S. 25.
- ⁹ Briefe, Bd. IV, S. 189, 197. — C. Manuel, Jeremias Gotthelf. Sein Leben und seine Schriften, S. 128.
- ¹⁰ Briefe, Bd. IV, S. 189 f.
- ¹¹ Werke, Bd. XX, S. 453, 463.
- ¹² «Der Berner Verfassungsfreund», Nr. 128, 25. Oktober 1842. — Fr. Haag, Die Sturm- und Drangperiode der bernischen Hochschule 1834—1854, S. 146.
- ¹³ Werke, Bd. XX, S. 32, 549.
- ¹⁴ Fr. Huber-Renfer, Dr. Carl Friedrich Borberg aus Nidda (Oberhessen), 1800—1850. I. Teil. 1946.
- ¹⁵ Frieda Wild, Fröbels und seiner Keilhauer Freunde Wirken für den Kanton Bern, S. 5.
- ¹⁶ Keilhauer: Friedrich Fröbel und seine Mitarbeiter erhielten diesen Namen nach dem Dorf Keilhau bei Rudolstadt, wo Fröbel 1817 eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt gegründet hatte.
- ¹⁷ Siehe hierüber meine Arbeit: «Jeremias Gotthelf als Mitarbeiter am ‚Berner Volksfreund‘», Burgdorfer Jahrbuch 1951, S. 29, 60.
- ¹⁸ Frieda Wild, a. a. O., S. 24 f. — Martha Wild, Friedrich Fröbels Wirken in der Schweiz, S. 16.
- ¹⁹ Siehe hierüber: Friedrich Großen, Jeremias Gotthelf und die Armenerziehungsanstalt Trachselwald.
- ²⁰ Diese Schrift erschien 1836 bei Orell, Füssli und Comp. in Zürich.
- ²¹ Hierüber findet sich eine ausführliche Darstellung im II. Teil meiner Arbeit über «Borberg»: «Borbergs Beziehungen zu Emanuel von Fellenberg».
- ²² Siehe meine Arbeit im «Burgdorfer Jahrbuch 1951», S. 26.
- ²³ Briefe, Bd. II, S. 40. — Ich zitiere nach dem Original dieses Briefes, das sich im Rittersaalmuseum in Burgdorf befindet.
- ²⁴ Briefe, Bd. II, S. 94, 102.
- ²⁵ Siehe meine Arbeit im «Burgdorfer Jahrbuch 1951», S. 36.
- ²⁶ Borberg, Einige Betrachtungen über das Wesen der Preßfreiheit, S. 8.

- ²⁷ Borberg, Beleuchtung des Verhältnisses des Staates zu den Erziehungs- und Unterrichtsanstalten der Privaten, S. 16.
- ²⁸ Siehe meine Arbeit im «Burgdorfer Jahrbuch 1951», S. 35.
- ²⁹ «Der Deutsche Bote aus der Schweiz», 1842, S. 290.
- ³⁰ «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz». Herausgegeben von Georg Herwegh. Zürich und Winterthur, Verlag des Literarischen Comptoirs 1843, S. 332. — Über Dr. Ludwig Seeger siehe R. Ischer, «Ludwig Seeger und Jeremias Gotthelf». Neues Berner Taschenbuch für 1916. — Wie erbost Gotthelf über Seeger war, ist aus seinem Brief an Karl Rudolf Hagenbach ersichtlich. Am 29. September 1843 schrieb er u. a.: «Fürchterlich wäre der anmaßliche Seeger zu züchtigen, welcher die Weihnachtsgabe so hübsch hechelt» (siehe Briefe, Bd. II, S. 338).
- ³¹ Werke, Bd. XX, S. 32.
- ³² Ebenda, S. 36.
- ³³ Brief von Dr. C. Moenckeberg, Hamburg, an Dr. F. Schmidt-Dumont, Berlin, vom 29. Oktober 1925.
- ³⁴ Vadiana St. Gallen: Akten Federer, 240—241, Borberg an Federer, 6. August 1847.
- ³⁵ Siehe oben S. 41/42.
- ³⁶ Werke, Bd. XX, S. 15.
- ³⁷ Ebenda, S. 29.
- ³⁸ Ebenda, S. 20.
- ³⁹ Archiv des Johanneums, Hamburg: Acta betr. Personalien der Collaboratoren, Litt. D., No. XIV d, Abschrift 2): 12. März 1831 und 8a): 27. November 1832.
- ⁴⁰ Staatsarchiv Zürich: UU. 1. 10, S. 249, 8. Juni 1833.
- ⁴¹ Archiv der Katholischen Administration, St. Gallen: Amtsberichte des Erziehungsrates katholischer Konfession aus den Jahren 1834—39.
- ⁴² Stadtarchiv Bern: Manual der Realschuldirektion Nr. V, S. 15, 185/6.
- ⁴³ Fellenberg-Archiv, Bern: Zeugnis Federers vom 26. September 1839, in Abschrift Borbergs vom 20. Januar 1840.
- ⁴⁴ Werke, Bd. XX, S. 53.
- ⁴⁵ Bibliothek der Neu-Testamentlichen Apokryphen, Bd. I: Die apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten, S. XIX.
- ⁴⁶ Ebenda, S. XXI.
- ⁴⁷ W. Muschg, Gotthelf, Die Geheimnisse des Erzählers, S. 287.
- ⁴⁸ «Dursli»: Werke, Bd. XVI, S. 158. — «Kurt von Koppigen»: Werke, Bd. XVII, S. 341 f.
- ⁴⁹ Werke, Bd. XX, S. 41.
- ⁵⁰ Ebenda, S. 38.
- ⁵¹ Ebenda, S. 39.